

„PLÄDOYER FÜR EINE GERECHTERE WELT“

PREDIGT AM 26. SONNTAG IM JAHRESKREIS – LESEJAHR C

Liebe Schwestern und Brüder,

versetzen wir uns einmal für einen Augenblick in eine Pfarrgemeinde im sogenannten Speckgürtel von Frankfurt. Hier stehen prächtige Villen, in denen die Banker und Industriebosse aus Frankfurt wohnen und sich mit ihren Einkünften in Millionenhöhe jeden Luxus leisten können. Hier stehen aber auch ein paar einfache Reihenhäuser. In einem wohnt der Handwerksmeister, der Konkurs anmelden musste, weil ihm seine Bank keinen Kredit mehr gegeben hat. Hier wohnen auch die Gesellen, die bei diesem Meister über Jahrzehnte gearbeitet haben, jetzt arbeitslos sind, vom „Bürgergeld“ leben. Vielleicht müssen sie sogar aus ihrem Häuschen ausziehen, weil sie ihre Hypothek nicht mehr abzahlen können. Stellen wir uns vor, wie der Pfarrer dieser Gemeinde am Sonntag eine Predigt hält im Stil des Propheten Amos, so wie wir es gerade in der Lesung¹ gehört haben. Den einen würde dabei das Herz aufgehen; andere – sofern überhaupt im Gottesdienst – würden wahrscheinlich wutschnaubend das Gebäude verlassen und am Montag aus der Kirche austreten. Jedenfalls gäbe es einen dicken Skandal und der Pfarrer würde vermutlich von seinem Ordinariat zur Ordnung gerufen.

Ja, der hat sich damals was getraut, dieser Amos. Er hatte nicht einmal studiert, sondern war einfacher Viehhirte. Er konnte sich auf nichts anderes berufen als auf sein Gewissen und seinen Auftrag, den er meinte, von Gott erhalten zu haben. Und auch zu seiner Zeit wurde sein Auftreten als skandalös empfunden. Dabei geriet damals wie heute aus dem Blick, dass der eigentliche Skandal woanders liegt: In dem krassen Missverhältnis von Reichtum und Armut der damit verbundenen schreienden Ungerechtigkeit. Zur Armut kommt dann auch noch die Ohnmacht. Denn wer hat schon die Macht, daran wirklich etwas zu ändern? In unseren Zeiten und in unserem Land offensichtlich oft nicht mal die Regierung – wenn sie denn überhaupt etwas ändern will. Geld regiert die Welt. Die von Armut Betroffenen bekommen die eine oder andere Unterstützung. Sie selbst aber haben erst recht keine Chance, etwas an ungerechten Strukturen zu ändern.

Da tut es gut, sich wenigsten einmal Luft zu machen, das Unrecht hinauszuschreien wie Amos. Oder auch wie Jesus. Der tut es auf seine leise Weise, indem er wieder einmal ein Gleichnis erzählt, die Geschichte vom reichen Prasser und dem armen Lazarus.² In typisch orientalisch-drastischer Weise wird ausgemalt, wie es den beiden jeweils hier in diesem Leben ergeht und wie nach ihrem Tod im Jenseits. Mit seinen eindrücklichen Bildern verfolgt Jesus das gleiche Ziel wie Amos mit seiner deftigen Sprache: Beide möchten das Unrecht beim Namen nennen, möchten mahnen und aufrütteln. Sie möchten, dass sich an den unhaltbaren Zuständen etwas ändert, indem sich die Menschen ändern und ihrer Verantwortung gerecht werden.

Wo stehen wir in dieser Geschichte? Einerseits lebt wohl kaum jemand von uns in verschwenderisch üppigem Luxus; andererseits muss sich wohl auch niemand hier mit dem armen Lazarus und seinem unsäglichen Elend identifizieren. Auf der Skala zwischen Null und Hundert liegen wir irgendwo im unteren oder oberen Mittelfeld. Die einen haben ein bisschen mehr, die anderen ein bisschen weniger; aber das hält sich alles vermutlich in einigermaßen vertretbaren Grenzen. Geht die ganze Geschichte daher an uns vorbei? Oder anders gefragt: Was ist die mahnende oder vielleicht doch sogar frohe Botschaft für uns hier heute?

Bei den in beiden Texten kräftig aufgetragenen Farben muss man schon genau hinsehen, um zu erkennen: Das Problem ist weder bei Amos noch bei Jesus der Reichtum als solcher.

¹ Am 6,1a;4-7

² Lk 16,19-31

„Ihr faulenz auf euren Polstern“ wirft Amos seinen Adressaten vor und kommt schließlich zum Schluss: „Das Fest der Faulenzer ist vorbei!“ Faul in diesem Sinne ist, wer es sich auf Kosten anderer gut gehen lässt und selbst ein bequemes Leben führt.

Bei Jesus ist es eher die Ignoranz des reichen Mannes, der den Lazarus gar nicht erst zur Kenntnis nimmt, obwohl der direkt vor seiner Haustür liegt. Er ist blind für das Elend seines Mitmenschen. «Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß», lautet ein bekanntes Sprichwort. Und so bittet er später aus der Unterwelt heraus den Abraham, wenigstens seinen Brüdern noch rechtzeitig die Augen zu öffnen, damit sie nicht das gleiche Schicksal erleiden.

Menschen, die auf Kosten anderer leben, können wir sowohl am unteren als auch am oberen Rand unserer Gesellschaft finden. «Sozialschmarotzer» und «Steuerhinterzieher» sind zwei geläufige Schimpfworte, die mir in diesem Zusammenhang einfallen.

Wenn wir uns jetzt noch einmal aus der Affäre ziehen wollen, indem wir über uns selbst sagen: «Ich bin weder das eine noch das andere», dann könnte uns der Vorwurf der Ignoranz treffen. Sie und ich sind vielleicht nicht faul, leben nicht auf Kosten anderer und leisten unseren Beitrag zum Allgemeinwohl. Aber wir können uns – ohne für unsere Verhältnisse besonders reich zu sein – manches nur deshalb leisten, weil es anderswo auf dieser Welt unter schlimmen Arbeitsbedingungen und zu Hungerlöhnen hergestellt wurde. Fleisch ist für uns erschwinglich, weil die Tiere mit billigen Getreideimporten aus Entwicklungsländern gefüttert wurden, während den Menschen dort die einfachsten Grundnahrungsmittel fehlen. Wertvolles Wasser wird dafür eingesetzt, dass wir exotische Früchte genießen können; die Menschen vor Ort aber werden krank und sterben, weil sie keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser haben. Die Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Lange wird das nicht mehr gut gehen. Immer mehr Armutsflüchtlinge kommen in unser Land, weil sie auf ein besseres Leben hoffen.

Für all das gibt es keine schnellen Lösungen. Aber wir können Zeichen setzen: Etwas weniger Fleisch essen zum Beispiel; oder fair gehandelte Produkte kaufen, auch wenn sie teurer sind. Ob wir noch aktiv im Berufsleben stehen oder schon in Rente sind – in diesem Sinne haben wir je nach persönlicher Situation viele Möglichkeiten, etwas zu tun für eine gerechtere Welt.

Aber auch ohne gleich global zu denken, können uns die heutigen Texte Mahnung sein. Armut und Ungerechtigkeit gibt es auch vor unseren Haustüren und in unseren Fußgängerzonen.

Die Schrifttexte des heutigen Tages und ihre Auslegung mögen zunächst einmal vor allem als Moral- oder gar Höllenpredigt erscheinen. Aber es geht weder dem Amos noch Jesus in erster Linie um die Androhung einer Strafe. Beide wollen vielmehr Konsequenzen aufzeigen: «Wenn ihr so weiter macht», sagen sie, «dann müsst ihr eines Tages auch die Folgen tragen.» Amos sieht voraus, dass das reiche und allmählich schon dekadente Nordreich Israel keinen Bestand haben wird. Und die Mahnung Jesu brauchen wir nicht auf eine wie auch immer geartete Hölle im Jenseits zu projizieren. Wer sich abkapselt und sich in seinem, auch relativen, Reichtum selbst genügt, wer keinen Blick mehr hat für das, was um ihn herum geschieht, landet auch hier und jetzt in der „Hölle“ von Einsamkeit und Isolation, lebt am Sinn des Lebens vorbei.

Wenn wir diese Texte und ihre Mahnung ernst nehmen, dann sind sie aber auch frohe Botschaft: Zunächst enthalten sie die Verheißung, dass die Armen hier und über den Tod hinaus in Gott Gerechtigkeit und Geborgenheit finden. Und sie machen uns Hoffnung, dass sich vieles zum Guten wenden kann, wenn wir bereit sind, uns zu öffnen für die Nöte und Anliegen der anderen; wenn wir bereit sind, das zu teilen, was wir haben: Ob Geld, oder Zeit oder Liebe.

Denn geteilte Freude ist doppelte Freude! AMEN